

Adelia Engel

Von der Hauptstadt ins Fischerdorf

Ich bin in der Hauptstadt von Aserbaidschan, Baku, geboren und aufgewachsen, damals noch Sowjetrepublik. Hier habe ich meinen Mann kennengelernt, der Anfang der 1960er Jahre von der DDR zum Studium nach Baku delegiert wurde. An unserer Hochschule für Seestreitkräfte wurde er zum Marineoffizier ausgebildet. Baku liegt ja am Kaspischen Meer. Nach Abschluss der Schule fing ich an, als Sachbearbeiterin zu arbeiten und machte ein 6-jähriges Abendstudium an der Polytechnischen Hochschule für Bauwesen. 1965 heirateten wir, es dauerte noch ein Jahr, bis alle Papiere fertig waren und wir auch mit unserem Studium. Dann ging es los. Mein Mann stammte aus Berlin. Bevor wir weiter zu seinem Einsatzort an der Küste fahren, machten wir dort einen Monat Urlaub. Von Berlin war ich sehr enttäuscht. Alles schien mir dort grau in grau. Der Fernsehturm war im Werden begriffen und eine einzige Baustelle. Auch war noch viel vom Krieg zerstört. „Das ist also die berühmte Stadt“, dachte ich, „für die so viele Opfer gebracht wurden, um sie zu erobern.“ Nach dem Urlaub zogen wir an die Arbeitsstelle meines Mannes – Dranske auf Rügen. Ich kam aus Baku, einer Millionenstadt, und landete in einem Fischerdorf mit mehreren hundert Seelen. Links der Bodden, rechts die Ostsee, dazwischen Wald und Strand, keine Menschen zu sehen und nichts weiter als Natur. Das war 1966 und ich fühlte mich, als ob ich in die Verbannung geschickt worden wäre.

Dranske auf Rügen

Bei Dranske wurde in den 60er Jahren der Marinestützpunkt Bug der Volksmarine mit stationierten Schnell- und Raketenbooten eingerichtet. Die Flottille hatte den Stützpunkt 1965 bezogen. Aber noch fehlten Wohnungen oder eine Kaufhalle, um die Angehörigen der Marine und ihre Familien zu versorgen. Deshalb waren wir zunächst provisorisch in einer Baracke untergebracht, bis das erste Haus fertig war. Dort kam 1967 kam auch unser Sohn Anri zur Welt.

Für meinen Beruf als Diplomingenieur für Bauwesen gab es auf der ganzen Insel keine Arbeit. Mein Mann unterstützte mich bei der Arbeitssuche. Am Stützpunkt waren für Frauen Berufe als Krankenschwester, Kindergärtnerin und Verkäuferin vorgesehen. Für meinen Beruf hatte ich keine Arbeit, aber ich fand Kontakt zu den Menschen. So trat die Schule an mich heran und fragte, ob ich nicht mit Kindern, die für das Abitur auf die Erweiterte Oberschule nach Bergen gehen sollten, Russisch üben könnte und dabei selbst die deutsche Sprache von den Kindern lernen würde. Gleichzeitig unterstützte ich die Frauen in der russischen Radarstation bei Arztbesuchen oder bei anderen Problemen.

Ich habe weiterhin ganz Rügen nach einer Arbeit abgesucht, die ich dann 1969 beim Fischkombinat in Saßnitz, 50 km von Dranske, als Gruppenleiterin für Kosten und Planung fand. Wir berechneten die Kosten für Fischerei-, Kühl- und Transportschiffe. Die Kolleginnen und Kollegen hatten viel Geduld mit mir, und mein Mann unterstützte mich auch sprachlich. Das war nicht ganz einfach für mich und dann musste ich noch Ökonomie im Rahmen eines Fernstudiums an der Allunionshochschule für Lebensmittelindustrie in Moskau studieren, um fachlich meiner Stelle gerecht zu werden.

Es war schwer, Studium, Arbeit und die Betreuung unseres Sohnes unter einen Hut zu bringen. Das Studium schloss ich im Sommer 1971 als Diplom-Ingenieur-Ökonom für Lebensmittelindustrie ab. Es war eine angenehme Zeit in Dranske. Mein Mann war mir stets eine sehr große Hilfe und wir hatten große Pläne für die Zukunft. Und dann verunglückte er im Winter 1972 tödlich im Dienst. So wurde ich mit 32 Jahren Witwe und Alleinerziehende mit dem noch nicht einmal sechsjährigen Kind.

Rostock

Der Arbeitgeber meines Mannes, das Wehrbezirkskommando in Rostock, half mir, in Rostock eine Wohnung zu bekommen. So zogen wir, mein Sohn Anri, inzwischen sieben Jahre, und ich, im August 1974 nach Rostock. Dort wurde er am 1. September 1974 eingeschult. Ich wollte versuchen, an der Universität Arbeit zu finden, wo ich meine russischen Sprachkenntnisse anwenden konnte. Am Fremdspracheninstitut suchte man jemanden für Russisch als Fachsprache. Zwar bin ich Muttersprachlerin, aber ich hatte keine Ausbildung in Pädagogik, Methodik und Phonetik. Darum erhielt ich im November 1974 eine Stelle als Phonothekearin im Sprachlabor mit der Aufforderung, den nötigen pädagogischen Abschluss nachzuholen. Wie ein Fernstudium funktioniert, wusste ich bereits, und so absolvierte ich ein zweijähriges Pädagogik-Fernstudium am Puschkin-Institut in Moskau und einen zweijährigen Kurs für Hochschulpädagogik an der Rostocker Uni. Dann wurde ich als „Lehrer im Hochschuldienst“ eingestuft und arbeitete dort bis 1993, fast 20 Jahre an verschiedenen Fachrichtungen, wo ich Russisch als Fachsprache unterrichtete. Am Institut in Rostock waren wir zu 80 Prozent Frauen. Das war eine sehr gute Zusammenarbeit, vielleicht auch, weil wir alle in etwa einem Alter waren. An der Universität lernte ich dann 1979 meinen zweiten Mann kennen, der dort als Dozent lehrte.

Während mein Sohn die Schule besuchte, engagierte ich mich von Anfang an im Elternbeirat, da ich wissen wollte, welche schulischen Anforderungen an meinen Sohn gestellt werden und ich selbst die Schule nicht in der DDR, sondern in Baku besucht hatte. Auch lud ich gern seine Mitschülerinnen und Mitschüler zu uns nach Hause ein. Wir haben dann zum Beispiel gemeinsam gebacken und gebastelt.

An der Universität war ich in der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft aktiv, und jedes Jahr haben wir die Russisch-Olympiade zwischen den Sektionen organisiert. Den Wettbewerb für Russisch lernende Schülerinnen und Schüler – es war ein Pflichtfach – gab es seit 1965 in der DDR. Ich war zusätzlich ehrenamtlich fünf Jahre für die Durchführung der Bezirksolympiade der Schüler in Rostock verantwortlich. Daran hatte ich viel Freude und am Ende erhielten die Kinder und die Lehrerinnen als Auszeichnung während der Winterferien eine Reise für zwei Wochen nach Jachimow in der Tschechoslowakei.

Was mich bei der Arbeit an der Universität störte, war, dass wir jeden Monat einen Bericht schreiben mussten. Welche Begegnungen hatte man mit den Studierenden, wer spricht was und worüber, welche Unzufriedenheiten herrschten? Ich denke, ich habe immer so geschrieben, dass alles normal erschien. Das war eine unangenehme Pflicht. Ich weiß nicht, was aus diesen Berichten geworden ist. Als 1986 die Zeitschrift „Sputnik“ verboten wurde, kamen auch bei uns die politischen Diskussionen auf.

Nachwendezeiten

Im Sommer 1989 beteiligten sich mein Mann und ich hin und wieder an den friedlichen Demonstrationen in Rostock. Wir gingen mit Kerzen und alles war friedlich. Zum Herbst hin,

als immer mehr Menschen demonstrierten, fuhr ich als Gastdozentin für vier Wochen nach Warna, zur Landwirtschaftlichen Akademie in Bulgarien. Das war im Oktober. Im November kam ich zurück und erfuhr, dass die Berliner Mauer gefallen war. Dann folgte ein spontanes Ereignis dem anderen. Alles ging sehr schnell. Als die erste Euphorie verklungen war, stand das Sonnenblumenhaus in Rostock-Lichtenhagen in Flammen. Ich habe alles im Fernsehen verfolgt und kann mich erinnern, dass mir die Haare zu Berge standen, als ich sah, mit welchem Hass die Nazis, diese Meute, die Vietnamesen im Wohnheim verfolgten und so viele Leute einfach nur zuschauten. Was mich sehr empörte, war die Berichterstattung. Da gab es Reporter, die haben aus dem Pogrom ein Event gemacht, so im Sinn von: „Noch ist hier alles ruhig, aber warten Sie mal, in einer Stunde wird bestimmt etwas passieren.“ Diese Bilder werde ich niemals vergessen: wie unser Ausländerbeauftragter Wolfgang Richter mit den Bewohnern aus dem brennenden Haus über das Dach flüchten musste. Und von der Polizei und von der Feuerwehr kam lange keine Hilfe.

Mit Wolfgang Richter, der seit 1991 im Amt des Ausländerbeauftragten war, hatte die Stadt einen guten Fang gemacht. Als Ausländerbeirat haben wir in seiner Amtszeit bis 2009 ausgezeichnet zusammengearbeitet. Unser Ausländerbeirat, seit 2010 heißt er Migranterrat, gründete sich im Oktober 1992. Es war keine unmittelbare Antwort auf Lichtenhagen, denn Christoph Kleemann, Bürgerrechtler, Mitglied des Neuen Forums und Sprecher des Runden Tisches, seit 1990 der erste frei gewählte Präsident der Rostocker Bürgerschaft, hatte bereits 1990 in einem Rundschreiben eine Zusammenkunft der Ausländer angeregt. Wir kamen zusammen und hieraus entstand zunächst ein Gründungskomitee. Wir haben dann in der Gruppe viel miteinander diskutiert: Was ist ein Statut? Was muss ein Statut beinhalten? Welche rechtlichen Voraussetzungen sind zu beachten? Danach haben wir mit sämtlichen ausländischen Gruppen Versammlungen durchgeführt und erklärt, was wir beabsichtigen, was das alles einmal werden soll. Das war anstrengende Aufklärungsarbeit. Zu dieser Zeit bin ich gewissermaßen überall mit einer Kerze unterwegs gewesen, um Erleuchtung zu bringen. Im Oktober 1992 fanden endlich die Wahlen statt. Elf Personen wurden in den Ausländerbeirat und ich zur Vorsitzenden gewählt. Die Gründungsfeier war ein großes Fest in der Kirche. Jetzt finden wieder Wahlen zum Migranterrat statt und bald gibt es ihn 30 Jahre. Ich war zwölf Jahre Vorsitzende, dann zwei Wahlperioden als Stellvertreterin und habe dann nicht mehr kandidiert. Heute bin ich Ehrenmitglied auf Lebenszeit.

Gleich zu Beginn haben wir als Beirat für die Bleiberechte der „Vertragsarbeiter“ aus Vietnam, Angola, Kuba usw. gekämpft und das auch durchgesetzt. Wir unterstützten den Verein „Diên Hồng – Gemeinsam unter einem Dach“, den die Vietnamesinnen und Vietnamesen nach „Lichtenhagen“ als Migrantenselbstorganisation gründeten. Immer wieder setzen wir uns für das Wahlrecht auf Kommunalebene von Menschen ein, die keinen deutschen Pass haben. Als sowjetische Staatsbürgerin habe ich an den ersten Kommunalwahlen, zu denen auch Ausländer zugelassen waren, teilgenommen. Das war 1989. Es waren die letzten Kommunalwahlen der DDR. Jetzt gibt es dieses Recht nicht mehr und der heutige Migranterrat fordert das Kommunal-Wahlrecht für die Nicht- EU- Ausländer ein. Außerdem haben wir erreicht, dass alle Ausländer, die mindestens zwei Monate in Deutschland geduldet sind, seit 2005 verschiedene Sprachkurse für berufliche Integration absolvieren können.

Ich war und bin in einigen Gremien der Stadt ehrenamtlich als sachkundige Bürgerin tätig, zum Beispiel im Seniorenbeirat, aber ich bin in keiner Partei, weil ich keine deutsche Staatsbürgerschaft besitze und immer noch aserbajdschanische Staatsbürgerin bin.

In meiner Arbeit habe ich festgestellt, dass ausländische Mitbürgerinnen und Mitbürger über ihre Rechte und Pflichten in diesem Staat aufgeklärt werden müssen, um eigenständig zu sein. Dieses Licht ging mir auf, als ich 1993 arbeitslos wurde und mich beim Arbeitsamt anmeldete. Bisher musste ich mir nicht wirklich einen Kopf um meinen Status als Ausländerin machen. Nun sagte mir eine Beraterin im Arbeitsamt: „Frau Engel, es ist so, dass jede freie Arbeitsstelle zuerst einem Deutschen angeboten wird. Und nur, wenn er ablehnt, haben Sie einen Anspruch.“ Diese Ungerechtigkeit brachte mich dazu, auch andere Ausländer aufzuklären. Denn wenn man nicht Bescheid weiß, was möglich ist, dann bleibt man unmündig und wartet, dass jemand kommt und es irgendwie richtet.

Die Wiedervereinigung brachte für mich und so viele andere berufliche Veränderungen. Unser Fremdspracheninstitut wurde evaluiert. Die meisten Verträge wurden nicht verlängert, so dass ich ab dem 1. Januar 1993 arbeitslos war. Zu dem Zeitpunkt war ich bereits Vorsitzende des Ausländerbeirats und man kannte einander in den städtischen Institutionen. So kam es, dass mir vom Rathaus angeboten wurde, die Leitung für das Modellprojekt „Ost-West-Integration“ des Volkshochschulverbandes zu übernehmen. Die Stelle war auf drei Jahre befristet, und die Stadt suchte eine zweisprachige Leiterin. Zum 1. Oktober 1993 hatte ich dann wieder Arbeit. Im Projekt organisierten wir für die Russlanddeutschen – Zuwanderer deutscher Abstammung – vor allem Tages- und Wochenendseminare zu unterschiedlichsten politischen Themen, die breit von der Friedrich-Ebert-Stiftung unterstützt wurden. Unsere Angebote wurden gern angenommen, und wir konnten uns nicht über mangelnden Zulauf beklagen. Der Arbeitsort war die Volkshochschule in Lütten Klein, einer der Großwohnsiedlungen in Rostock. An der Volkshochschule habe ich dann projektbezogen und über Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen finanziert – es waren immer Projekte mit zwei oder drei Jahren Laufzeit – bis 2003 gearbeitet und bin mit 63 Jahren in Rente gegangen.

Während meiner Arbeit mit Russlanddeutschen, die in einem Heim gemeinsam mit jüdischen Kontingent-Flüchtlingen untergebracht waren, hatte ich auch engen Kontakt mit beiden Gruppen. Immer wenn es darum ging, eine Busreise nach Hamburg oder Lübeck zu unternehmen, um Deutschland kennenzulernen, waren mehr jüdische Migranten als Aussiedler daran interessiert. Aber die Projektmittel durfte ich nur für die Aussiedler nutzen. Nicht jeder Kontingentflüchtling wurde Mitglied der Jüdischen Gemeinde. Nur wer von einer jüdischen Mutter abstammt, durfte es werden! Die Aussiedler wurden auch Mitglieder der Landsmannschaft der Russlanddeutschen. Aber dort waren viele in den Familien, die keine Deutsche waren, sondern nur Angeheiratete. Vor diesem Hintergrund gründete ich 1996 den Verein „Freunde der russischen Sprache“, denn diese Sprache ist beiden Gruppen gemein. Hier waren und sind alle willkommen. Es waren zu der Zeit über 100 Mitglieder, die sich sehr aktiv an dem Vereinsleben beteiligten. Von Anfang an gründeten wir verschiedene Zirkel: z. B. einen Russischsprachzirkel für Kinder, einen Deutschsprachkurs für den Alltag, einen Zirkel über die deutsche und russische Geschichte, einen Literatursalon, einen Kurs über medizinische Betreuung in Deutschland. Auch machten wir viele Reisen, um die neue Heimat kennenzulernen. 1998 haben wir auch einen Chor „Nadeshda“ („Hoffnung“) gegründet. Es wurden im Jahr mindestens vier Traditionsveranstaltungen durchgeführt, die zur Herstellung und zum Erhalt der sozialen Kontakte mit Einheimischen dienten. Außerdem beteiligten wir uns an vielen Veranstaltungen der Stadt, z. B. an der „Nacht der Kulturen“, an den Multikulturellen Wochen in Rostock und in Mecklenburg-Vorpommern und vieles mehr. Aktuell sind wir vor allem mit unserem Chor aktiv. „Nadeshda“ unterstützt als kulturelle Rahmung viele Vereine der Stadt und deren Veranstaltungen. Auch tritt der Chor in

verschieden Alten- und Pflegeheimen, Schulen und Berufsschulen und Mehrgenerationenhäusern auf.

Als die Menschen Mitte der 90er nach Rostock kamen, waren sie neugierig, wollten unbedingt Neues erfahren. Heute sind sie integriert, aber auch alt geworden, da ist Politik wahrscheinlich nicht mehr so wichtig. Viele haben sich Gärten angeschafft und sind damit zufrieden. Ihre Kinder haben eine Ausbildung gemacht, eine Arbeit gefunden und sind in schönen Berufen unterwegs. Uns fehlen inzwischen einfach Menschen, die sich ehrenamtlich im Verein engagieren und damit fehlen uns auch die Mitgliedsbeiträge. Mit unserem Chor erwirtschaften wir einige Mittel, aber im Grunde ist das zu wenig. Auch wenn es im Moment nicht ganz einfach ist, aber meine ehrenamtliche Tätigkeit bedeutete und bedeutet für mich Zufriedenheit und Lebensinhalt. Schon immer wollte ich Menschen helfen und wenn man anderen hilft, dann kommt immer auch etwas zurück.

Der Osten, der Westen

Ich bin 1966 in der DDR, in Ostberlin, angekommen. Mein Beruf wurde anerkannt, ich konnte Arbeit finden und sie ausüben. Auch für Weiterbildung und Qualifizierung hatte ich die Möglichkeiten gehabt und genutzt. Es gab keine Arbeitsämter, keine Sozialhilfe und ich wollte arbeiten und selbstbewusstes Mitglied der Gesellschaft werden. Das ist mir gelungen.

Nach der Wende hat sich einiges grundlegend verändert. Berufsabschlüsse aus den Ländern des Ostblocks fanden im geeinigten Deutschland keine Anerkennung. So wurden viele Menschen, die auf eine sichere und glückliche Zukunft hofften, enttäuscht, denn sie wurden Sozialhilfeempfänger und blieben es bis zum Rentenalter. Deren Kinder konnten später Schulabschlüsse erlangen und studieren. Ihnen stehen nun gleiche Entwicklungsmöglichkeiten zu wie den Einheimischen.

Mein Sohn hat in Saarbrücken Jura studiert und lebt heute als Rechtsanwalt und Notar mit seiner Familie in Berlin. Seine Frau kommt aus Lemgo, Ostwestfalen-Lippe und hat auch in Saarbrücken studiert. Ihre unterschiedliche Herkunft hat keine negative Auswirkung auf Ausbildung, Berufs- und Familienleben.

Heimat

Wenn ich an mein Leben in der DDR zurückdenke, dann kann ich nichts Schlechtes finden. Ich wurde dort gut aufgenommen, mein Beruf wurde anerkannt, ich habe gute Erfahrungen gemacht. Und diese guten Erfahrungen habe ich auch in dem wiedervereinigten Deutschland weitergegeben. Nach Hause bin ich bis zum Tod meiner Mutter 1991 jedes Jahr gefahren. Baku war immer mein Ziel, denn dort ist mein Geburtsort, in dem meine Kindheit und Jugend verliefen. Dranske wurde meine zweite Heimat. Als ich Dranske verließ, suchte ich eine Stadt wie Baku, mit einer Universität, russischer Sprache und am Meer gelegen. Nun, Rostock bot mir das alles, wenn auch viel kleiner. Natürlich ist hier mein Lebensmittelpunkt. Rostock ist meine dritte Heimat.